

Pete Dexter

Paperboy

Roman



liebeskind

Pete Dexter

Paperboy

Roman



liebeskind

Pete Dexter

Paperboy

Roman

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben

liebeskind

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel *The Paperboy* bei Random House, New York.

© Pete Dexter 1995

© der deutschsprachigen Ausgabe

Verlagsbuchhandlung Liebeskind, München 2013

Umschlaggestaltung: Marc Müller-Bremer, München

Umschlagmotiv: Hank Walker / Time & Life Pictures

Herstellung: Sieveking Verlagsservice, München

Typografie und Satz: Frese Werkstatt, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-95438-008-4

Für Irwin Potts und Gil Spencer,
zwei verdammt guten Reportern,
denen die Arbeit nie zu Kopf gestiegen ist.

MEIN BRUDER WARD war einmal berühmt.

Heute spricht kein Mensch davon, und offenbar will auch niemand mehr etwas davon wissen, vor allem mein Vater nicht, dem sonst gerade das am Herzen liegt, was er nicht mehr berühren oder sehen kann. Dinge, die von ihren Mängeln und Unklarheiten reingewaschen wurden im Laufe der vielen Jahre, die er sie schon in seiner Erinnerung aufbewahrt, um sie immer wieder aufs Neue hervorzuholen und zu polieren, bis die Geschichten und das, wovon sie handeln, so makellos und scharf sind wie die Schneide des Messers in seiner Tasche.

In seinen Geschichten sind die Barsche alle größer, als man je einen gesehen hat, und immer fängt sich die Sonne in ihren Schuppen, wenn sie aus dem Wasser springen.

Jedes Mal aber lässt er sie entkommen.

Nur über meinen Bruder erzählt er keine Geschichten. Wenn dessen Name fällt, verändert er sich – eine kleine Veränderung, man muss ihn kennen, um sie zu bemerken. Ohne einen Muskel im Gesicht zu bewegen, stiehlt sich mein Vater davon und zieht sich, glaube ich, an jenen geschützten Ort zurück, an dem er seine Geschichten aufbewahrt.

Möglicherweise haben wir alle solche Orte.

Irgendwann fällt einem dann vielleicht auf, dass er schon eine Stunde kein Wort mehr gesagt hat.

ZWISCHEN DEN STÄDTEN LATELY UND THORN in Nordflorida wurde im August des Jahres 1965 an einer Landstraße, die parallel zum eine Viertelmeile entfernten St. Johns River verläuft, ein Mann namens Thurmond Call ermordet, der in Ausübung seines Amtes eine selbst für die Verhältnisse von Moat County unangemessen hohe Anzahl von Schwarzen umgebracht hatte.

Thurmond Call war der Sheriff von Moat County und hatte dieses Amt bereits vor meiner Geburt ausgeübt. Er wurde am Vorabend seines siebenundsechzigsten Geburtstags umgebracht. Erst im

Frühjahr zuvor hatte er einen Mann auf offener Straße zu Tode getreten. Zwar hieß es damals – nicht nur in Lately, der Kreisstadt, sondern auch in der größeren Stadt Thorn, in der wir wohnten, sowie in den kleinen Siedlungen am vierzig Meilen langen Flusslauf zwischen den beiden Städten –, dass es an der Zeit sei, Sheriff Call vom Staatssäckel abzunabeln, doch soll damit keineswegs angedeutet werden, er wäre seinem Job nicht gewachsen gewesen.

Man führte diese Schwäche des Sheriffs auf äußere Umstände zurück und fand sie daher entschuldbar, auch wenn sie nicht zu heilen war. Wie Tuberkulose. Hippies, Bundesrichter, Schwarze – er konnte sich einfach nicht merken, was er mit ihnen anstellen durfte und was nicht, und das wiederum sorgte für ein ziemliches Durcheinander in seinem Kopf, das, so der Kern des Gedankengangs in Moat County, ihn zu weit maßloseren Ansichten führte, als er sie anderweitig gehegt hätte. Was seinerseits nun für ein gewisses Unbehagen in der Bevölkerung sorgte.

Womit gesagt werden soll, dass der Mann, dem er im Frühjahr Handschellen angelegt und den er zu Tode getrampelt hatte, ein Weißer gewesen war.

MAN FAND THURMOND CALL früh am Morgen während eines Wolkenbruchs auf dem Highway, eine Viertelmeile von seinem Jeep entfernt. Der Motor lief nicht mehr, nur die Scheibenwischer bewegten sich noch ruckartig, und die Scheinwerfer leuchteten blass orange. Der Becher, den er sich während der Fahrt zwischen die Beine geklemmt hatte, um den Tabaksaft hineinspucken zu können, stand auf dem Dach. Man hatte Thurmond Call vom Magen bis zur Leiste aufgeschlitzt, für tot gehalten und liegen gelassen.

Die Frage, wie er derart ausgeweidet bis zu jener Stelle auf dem Highway gelangen konnte, an der er gefunden worden war, hat mit dem Mord an sich vermutlich nichts zu tun, verweist aber beharrlich auf etwas Unerledigtes, weshalb sie in Moat County bis auf den heutigen Tag in das Reich jener profunden Fragen gehört, auf die es wohl nie eine Antwort geben wird. Und vielleicht rechnen andere Orte sie ebenfalls dazu, da der Sheriff gegen Ende seines Lebens im ganzen Staat auf die eine oder andere Weise zu einer Art Symbol geworden war.

Anfänglich war ich der Meinung – und diese Angelegenheit zählte zu jenen, über die ich mir mit fünfzehn Jahren schon eine Meinung gebildet hatte –, Bären hätten ihn fortgeschleift. Anders als seine Freunde glaubte ich nicht daran, dass er dem Wagen seines Mörders hinterhergekrochen war, eine Ansicht, die auf der Beerdigung als Tatsache hingestellt wurde.

Erst als ich älter war, kam mir der Gedanke, dass er vielleicht einfach nur davongekrochen war – ohne zu wissen wohin, nur fort, weil er woanders sein wollte als dort, wo er war.

Allerdings darf man, wie immer Sheriff Call auch seine letzten zweihundert Meter zurückgelegt hatte, wohl behaupten, dass es, mit Ausnahme des Krieges, kaum ein Ereignis in der Geschichte des Countys gab, das es für seine Bürger an Bedeutung mit dem Tod des Sheriffs aufnehmen konnte. Und da sie nicht wussten, wie sie dem Verlust anders Rechnung tragen sollten – nicht dem Verlust von Thurmond Call, sondern von etwas Grundlegenderem, das die Leute schon seit Langem fürchteten –, ließen sie dem Sheriff auf dem Marktplatz von Lately eine Statue errichten. Sie steht noch heute dort und erinnert an jenen Bruch in der Geschichte, den das Ableben des Sheriffs markierte.

Manchmal erscheint an Halloween eine Narbe auf seinem Abbild, die vom Magen bis zur Leiste verläuft. Dieses Andenken an Sheriff Calls verdienten Lohn wird üblicherweise jugendlichen Straftätern angelastet, doch mangelt es dieser Behauptung dermaßen an Überzeugungskraft, dass statt Vandalismus ein gehässigeres Ansinnen vermutet werden darf.

DER MANN, den Sheriff Call in Lately zu Tode trampelte, hieß Jerome Van Wetter und war einmal Verkäufer für Chrysler und Plymouth bei Duncan Brothers Motors gewesen. Er wurde letztlich nicht deshalb entlassen, weil er ein Säufer war – das war er, doch sind Säufer nicht unbedingt schlechte Verkäufer; irgendjemand muss schließlich auch Autos an andere Säufer verkaufen –, sondern weil trotz der vielen Jahre, die er schon in dem Geschäft arbeitete – und obwohl er treuen Plymouth-Käufern ebenso zum Inventar des Vorführraums zu gehören schien wie die neuen Wagenmodelle –, etwas an ihm die Kunden verschreckte. Diese Wirkung konnte er weder mit seiner Kleidung noch mit seinem Geschwafel über Jugend-Baseball oder

auch mit einem Lächeln mildern. Sein Lächeln machte alles nur noch schlimmer. Ich weiß das, weil ich einmal mit diesem Lächeln und den neuen Plymouths allein gelassen wurde, während mein Vater und Mr. Duncan ins Büro gingen, um einen Vertrag für einen neuen Chrysler zu besiegeln.

Die unbestimmte Bösartigkeit, die Jerome Van Wetter ausstrahlte, schien ihm wie seine Anzüge mit überraschenden Falten und Kniffen am Leib zu hängen, offenbarte aber erst in seinen Augen ihre ganze Kraft. Sie hatten etwas von einem Raubvogel, wenn sie einen anstarrten, etwas erwarteten und verharrten, und bis sich seine Neugier schließlich wie ein leises Lächeln regte, hatte der Mann jene kleinen Orte in einem gefunden, an denen er nichts zu suchen hatte. Er schien die Wirkung zu kennen, die er auf seine Kunden ausübte, und trug im Geschäft stets eine Sonnenbrille.

ICH ERWÄHNE Jerome Van Wetters frühere Beschäftigung als Verkäufer nicht, um seinen späteren Misserfolg in der Autobranche zu betonen, sondern weil sein Job bei Duncan Motors meines Wissens der einzige war, den er je gehabt hatte. Zumindest war es seine einzige Arbeit, die nicht mit Wilderei in Zusammenhang gebracht werden konnte. Darüber hinaus stellte dieser Vorstoß ins öffentliche Geschäftsleben von Moat County alle bekannten sozialen und beruflichen Leistungen sämtlicher Van Wetters, gestern wie heute, weit in den Schatten.

Sie waren eine Familie, die sich abseits hielt, am Rande der Zivilisation lebte und in der Gegend von Lately, in der die meisten von ihnen wohnten, häufig mit Bären verglichen wurde, die irgendwann ihre Angst vor den Menschen abgelegt hatten und deshalb beseitigt werden mussten. Doch selbst der zahmste Van Wetter war nicht so zahm, dass man unter dem Blick seiner blassblauen Augen gemütlich in einem neuen Plymouth Fury gesessen hätte, einen Fuß auf dem Papier, das schützend über den Fußmatten lag, den anderen Fuß noch auf dem Boden des Vorführraums, in der Nase den Geruch nach neuem Polster und süßem, metastasiertem Alkohol, der durch Van Wetters Poren drang.

Deshalb hat Mr. Duncan Jerome Van Wetter letztlich gehen lassen. Auf der anschließenden Safttour wurde Van Wetter verhaftet und von Sheriff Call dann zu Tode getrampelt.

Kein Mensch war überrascht, als eine Woche nach dem Mord an Sheriff Call Jeromes Vetter ersten oder zweiten Grades, Hillary Van Wetter, für diese Tat verhaftet wurde. Es war allgemein bekannt, dass die Van Wetters zusammenhielten.

Nach verbreiteter Ansicht war Hillary Van Wetter das unberechenbarste und bösartigste Mitglied der ganzen Familie – ein Ruf, den er sich einige Jahre zuvor erworben hatte, als er einen Polizisten im Streit um einen über den Boden schleifenden Auspuff mit einem Messer angegriffen und dem Mann den Daumen abgeschnitten hatte. Der Fall kam allerdings nicht vor Gericht. Mit halbem Daumen vermisste der Polizist seine Heimat, und einmal zurück in Texas, wollte er nicht wiederkommen, um eine Aussage zu machen.

So fielen, sieben Tage nachdem man Sheriff Call auf der Landstraße gefunden hatte, im dicht bewachsenen Sumpfland nördlich von Lately die Deputies über Hillary Van Wetters Holzhaus her, töteten mehrere Hunde und fanden im Spülbecken in der Küche ein blutiges Messer. Im Waschtrog entdeckten sie ein blutgetränktes Hemd, und Hillary Van Wetter, der beim Eintreffen der Deputies betrunken und zufrieden in der Badewanne lag, wurde wegen Mordes verhaftet. Innerhalb von fünf Monaten erhob man Anklage, brachte ihn vors Landgericht und verurteilte ihn zum Tod im »Old Sparky«, Floridas Staatsgefängnis in Starke. Und das, obwohl der teuerste Anwalt von Moat County seine Verteidigung übernommen hatte.

Kein Mensch wusste, woher das Geld für den Anwalt kam.

Die Zeitung meines Vaters berichtete natürlich über den Prozess und das Berufungsverfahren – in jenem Herbst sah man in Moat County Berichterstatter von Landeszeitungen aller Größenordnungen, ebenso Reporter aus Städten wie Atlanta, Mobile, New York und New Orleans –, doch obwohl die *Tribune*, solange sie meinem Vater gehörte, bei Gerichtsurteilen stets gegen die Todesstrafe argumentiert hatte, machte die Zeitung wenig Aufhebens um Hillary Van Wetter.

»Meine Haltung ist allgemein bekannt.« Das war alles, was mein Vater dazu sagte. Und er hatte recht. Seit er in Nordflorida wohnte, seit 1965 also, hatte er der öffentlichen Meinung getrotzt – die *Tribune* war die einzige liberale Zeitung in den ländlicheren Teilen

des Staates–, doch führte er sein Blatt mit einem Augenzwinkern. Die Zeitung war liberal, wenn auch auf eine hoffnungslose und harmlose Art, die keinem Menschen wehtun wollte. Eine Einstellung, die es nicht zuließ, dass sie Gnade für den Mörder von Thurmond Call forderte.

VIER JAHRE SPÄTER verlor ich an einem kalten Wintermorgen zu Beginn des Jahres 1969 – in eben jenem Jahr, in dem sich mein Bruder als Journalist auszeichnen sollte – mein Schwimmstipendium an der University of Florida. Einige Wochen darauf wurde ich wegen Vandalismus exmatrikuliert.

Genauer gesagt, ich trank eine kleine Flasche Wodka leer und ließ das Wasser aus dem Schwimmbecken ab, ein kindischer Streich, wenn auch weit komplizierter, als es für Außenstehende den Anschein haben mag. Ich will jetzt nicht in Einzelheiten gehen, kann aber versichern, dass man nicht nur den Stöpsel ziehen muss.

Beschämt kehrte ich nach Hause zurück und begann, für die Zeitung meines Vaters, die *Moat County Tribune*, zu arbeiten. Ich fuhr Lieferwagen.

Mein Vater hat mich nie gefragt, was in Gainesville passiert war und ob ich jemals an die Universität zurückwollte. Aber er machte deutlich, dass er mich Lieferwagen fahren lassen würde, bis ich einsah, dass dies in meinem Leben die einzige Alternative zur Hochschulausbildung war.

Er selbst hatte keine akademische Ausbildung genossen und redete oft darüber, als hätte er etwas verloren. »Himmel, ich hätte verdammt gern Literatur studiert«, sagte er dann, als bräuchte er die Erlaubnis von einem College, um Bücher zu lesen.

In jenem Winter und Frühjahr fuhr ich für die *Tribune* die Nordroute, dreihundertfünfundzwanzig Meilen über enge, randlose, zweispurige Straßen im nördlichen Moat County. Ich belud den Lieferwagen bei Dunkelheit und fuhr gegen drei Uhr dreißig früh am Ortsschild von Thorn vorbei.

Falls der Laster keine Panne hatte und die Druckerei pünktlich war, passierte ich jeden Morgen um neun Uhr die Lichtung, auf der man Sheriff Calls Wagen gefunden hatte. Die Stelle war von der Straße aus nur teilweise einsehbar – ein verdorrter, baumloser Flecken in einem Kiefernwald, mit einem Picknicktisch und zwei

Toilettenhäuschen, höchstens zehn Meter voneinander entfernt, das Häuschen für die Männer auf der östlichen, das für die Frauen auf der westlichen Seite. Eine Gedenktafel markierte den Ort, an der einst die erste Schule des Staates gestanden hatte, und auf einem handgemalten Schild an einem der Aborte sah man eine Flagge der Konföderierten und einen abgetrennten Arm mit Hand. Über dieser Zeichnung stand: MOAT COUNTY HEISST ALLE YANKEES HERZLICH WILLKOMMEN!

Fünzig Meilen weiter war der letzte Halt auf meiner Tour: zehn Zeitungen, die ich mit der Titelseite nach unten auf einen behelfsmäßigen Holztisch gleich hinter den Kaugummiautomaten in den sonnengebleichten Kramladen legen sollte, der von einer ungewissen Anzahl von Mitgliedern der Familie Van Wetter geführt wurde, die es ihren Kunden ersparen wollten, schon am Eingang mit schlechten Nachrichten konfrontiert zu werden.

Ich weiß nicht, in welchem blutsverwandtschaftlichen Verhältnis diese Van Wetters mit jenem Mann standen, der von Sheriff Call zu Tode getrampelt worden war. Im Telefonbuch von Moat County war die Liste ihrer Namen eine halbe Spalte lang, und ihre Kinder heirateten nur selten außerhalb der Familie. Schon gar nicht hätte ich alle Verästelungen aufzeigen können, selbst wenn den Van Wetters danach gewesen wäre – was nicht zutraf –, mit mir über ihren Stammbaum zu reden.

Ich kann nur sagen, dass an manchen Vormittagen ein alter Mann im Laden stand, blind und so wütend, als wäre er erst über Nacht blind geworden. Er ging zu den Zeitungen, die ich gebracht hatte, und zählte sie, wobei er die gefalzten Zeitungsränder mit den Fingern in seine Handfläche blätterte, als wolle er sich kitzeln, während er das Gesicht mit finsterer Miene dem Fenster zukehrte, wie eine sieche Pflanze sich dem Licht zudreht. An manchen Vormittagen war seine Frau im Laden.

Manchmal war da auch eine junge Schwangere mit der schönsten Haut, die ich je gesehen habe, und ihre Kinder rannten durch den Vorhang nach hinten, sobald ich den Laden betrat.

Diese Frau blickte niemals auf, doch kaum waren die Kinder verschwunden, ließ sich ein Mann mit verbranntem Gesicht – an einem Auge warf die Haut Falten wie ein schlecht gebügeltes Hemd – vor dem Vorhang blicken, stellte einen Fuß in den Laden, ließ die

Arme am Körper herabbaumeln und schaute mir zu, bis ich die Zeitungen aufgestapelt und mich verabschiedet hatte.

Einmal hatte ich vergessen, das Wochengeld einzusammeln, ging zurück in den Laden und sah, dass er immer noch an derselben Stelle stand und die junge Frau begaffte, die in dem Fach unter der Theke Kartons mit Schokoriegeln sortierte.

Damals hat sie mich einen Augenblick angesehen, und fast schien es, als hätte ich ihr außer dem, was in der Zeitung stand, noch mehr schlechte Nachrichten gebracht. Wahrscheinlich, dachte ich, kann sie sich immer auf schlechte Nachrichten gefasst machen, wenn die Tür aufgeht.

Ich habe sie nie zu dem Mann mit dem verbrannten Gesicht reden hören, und ich habe auch nie gehört, dass er mit ihr geredet hätte. Ich nahm an, sie waren verheiratet.

VOR ZEHN WAR ICH mit meiner Runde fertig, stellte den Lieferwagen ab, ging die sechs Straßen nach Hause und fiel mit einem Bier und einer Ausgabe der Zeitung, die ich den ganzen Morgen lang ausgetragen hatte, ins Bett. Am frühen Nachmittag ließen mich die Geschichten in der Zeitung in einen unruhigen, traumschweren Schlaf gleiten, und einige Stunden später wachte ich in eben jenem Zimmer auf, in dem ich alle Nächte meiner Kindheit geschlafen hatte, ohne zu wissen, wo ich war.

Etwas Ähnliches passierte mir auch in Gainesville, und in jenen orientierungslosen Augenblicken zwischen Traum und Wachen glaubte ich manchmal, jemand zu sein, der an keinen dieser Orte gebunden war.

Ich stand auf, ging ins öffentliche Bad und schwamm ein paar Bahnen. Oder fuhr, wenn ich mir den Lieferwagen meines Vaters borgen konnte – sein neuer Chrysler stand in der Auffahrt, weil er die Garage für seinen geliebten, zwölf Jahre alten Ford reservierte, mit dem er ausschließlich zum Fischen fuhr –, nach St. Augustine im Norden und schwamm eine Meile oder weiter hinaus in den Ozean, bis die Arme und Beine schwer wie Blei waren. Dann ließ ich mich vom Wasser tragen, machte kehrt und schwamm zurück.

Obwohl ich mich verausgabte, wurde ich heil an den Strand zurückgespült, und auf diese Weise blieben mir jene Momente erspart, die ich gleich nach dem Aufwachen brauchte, um das

Zimmer wiederzuerkennen, in dem ich meine persönlichsten Gedanken gefasst und den Lauf meines Schicksals bestimmt hatte. Die Wände meiner Kindheit.

Man könnte sagen, ich hatte Angst vorm Schlafen.

JEDEN ABEND UM VIERTEL NACH SECHS kam mein Vater aus der Redaktion nach Hause, stieß langsam die Tür seines alten schwarzen Chrysler auf und langte noch einmal in den Wagen nach seinen Zeitungen. Er war zweifellos ein stattlicher Mann, doch gegen Ende seines Lebens bedeutete ihm jede Bewegung eine große Last. Er liebte seine Arbeit nicht mehr so, wie er sie einmal geliebt hatte.

1969 hatte er die Leitung der Nachrichtenredaktion seiner Chefredakteurin, einer unansehnlichen, energischen jungen Frau mit muskulösen Beinen und peinlichem, unbestimmtem Ehrgeiz überlassen, um seine Zeit in der Werbeabteilung und mit der Vorbereitung von Reden zu verbringen, die er in diversen Journalistenvereinigungen des Landes hielt.

Ich weiß noch, dass ich mich gefragt habe, ob er seiner Chefredakteurin in der Mittagspause an die Wäsche ging und ob sie mit diesen mächtigen Beinen alle Energie aus ihm herauspumpte.

SOLANGE ICH MICH ERINNERN KANN, fuhr mein Vater einen schwarzen Chrysler – eine Angewohnheit, die aus bescheideneren Zeiten stammte, als ein Chrysler noch ein besseres Auto als ein Pontiac und Oldsmobile war, fast ebenso gut wie ein Buick und kaum schlechter als ein Cadillac. Ein anständiges Auto eben, aber nicht zu auffällig. Er wollte nicht, dass seine Anzeigenkunden auf den Gedanken kamen, er könnte zu viel Geld verdienen.

Abendessen gab es um halb sieben und wurde von einer jungen Schwarzen serviert, die es auch zubereitet hatte. Sie kochte, wusch, hielt das Haus sauber und richtete nur selten das Wort an uns, ohne zuvor angesprochen worden zu sein. Dadurch unterschied sie sich von vielen Hausmädchen jener Zeit, die sich bei ihren Arbeitgebern einschmeicheln wollten. Sie war eine kluge Frau, und die Situation sprach für sich.

Sie hieß Anita Chester, und mir schien, sie und die Chefredakteurin hätten besser ihre Positionen getauscht.

Nach dem Essen half ich, das Geschirr abzuräumen, und mein Vater dankte dem Dienstmädchen, an dessen Namen er sich nie erinnern konnte, schlich durch das große, leere Haus wie ein alter Geist, blieb lang im Bad, ging dann ins Schlafzimmer, wo er sich Jackett, Schlips und Schuhe auszog und einen Bademantel über das Hemd streifte, machte es sich schließlich mit einem Glas Wein in seinem Lieblingssessel im Arbeitszimmer bequem und lehnte den Kopf zurück, bis er genau jene Stelle berührte, wo sein mit Birkenöl getränktes Haar den Bezug schon vor langer Zeit dunkel gefärbt hatte.

Dann schloss er einen Moment die Augen, öffnete sie wieder, nippte an seinem Glas, griff nach den mitgebrachten Zeitungen und ließ sie in seinem Schoß liegen, während er nach der Brille suchte und die Lampe anmachte. *Atlanta Constitution, Orlando Sentinel, St. Petersburg Times, Daytona Beach News-Journal* und *Miami Times*. Ein halbes Dutzend kleiner Zeitungen aus dem ganzen Land. Er las sie nicht, er inspizierte sie vielmehr und sah nach, was auf ihren Titelseiten, aber nicht auf der Titelseite seiner Zeitung stand. Vielleicht war es auch umgekehrt.

Im Grunde ging es in diesem Geschäft um Rivalität, war es ein Wettlauf darum, wer die schlechtesten Nachrichten zuerst brachte, und wenn es keine schlechten Nachrichten gab – es gab natürlich immer welche, aber ich rede jetzt von wirklichen Katastrophen –, dann suchte sich der Wettstreit ein neues Ziel.

Mein Vater starrte lange auf das *News-Journal*, blickte auf, lächelte und reichte mir die Zeitung. »Und so was nennen die journalistischen Spürsinn«, sagte er.

Als wäre ich Mitbesitzer der Zeitung und müsste deshalb eine Meinung darüber haben, was auf die obere Hälfte der Titelseite gehörte. Als wäre ich derjenige, der seine Zeitung übernehmen würde, wenn mein Vater glaubte, guten Gewissens abtreten zu können.

Vor der *Atlanta Constitution* hatte er größeren Respekt, da er früher einmal unter ihrem berühmten Herausgeber Ralph McGill gearbeitet hatte. Er erzählte seine Geschichten über Ralph McGill in einem gutmütigen, aber ehrerbietigen Ton, als wäre Mr. McGill im nächsten Zimmer und würde ihm zuhören. Die Geschichten drehten sich immer um seine Tollkühnheit, die sich stets nur auf den Tasten

einer Schreibmaschine gezeigt hatte, aber auch um seine zielstrebigsten Bemühungen für eine Verbesserung der Lage im Süden.

Schon lange vor 1969 war mir allerdings der Gedanke gekommen, dass hinter der Bewunderung meines Vaters für Ralph McGill noch etwas anderes steckte.

Ralph McGill war berühmt.

Ich war mein Leben lang von Journalisten umgeben; mein Vater war früher selbst einer gewesen und brachte seine Lieblingsreporter oft auf einen Cocktail mit nach Hause, und ich begriff sehr bald, dass sie ein Hunger antrieb, der mir fremd war.

Seine Lieblingsreporter gehörten alle zum aggressiven Schlag, der trotz der Jagd nach Ereignissen, trotz all der Recherchen und Ermittlungen, der Schmeicheleien und Betrügereien, mit denen sie an ihre Storys kamen – später gaben sie dann mit ihren Methoden an –, es weit mehr hasste zu schweigen, als sich zu irren.

Etwas zu erzählen, erregte sie weit mehr, als etwas zu wissen. Einen kurzen Augenblick waren sie dann genauso wichtig wie die Neuigkeit selbst.

Und auf gewisse Weise gehörte Ward zu ihnen. Damit will ich nur sagen, dass es da in seinen Geschichten etwas gab, das er für sich selbst wollte. Nicht, dass er gern berühmt gewesen wäre.

Zu Hause war er wie meine Mutter gewesen, hatte still dagesessen und den Geschichten meines Vaters über Flutkatastrophen, über Unfälle bei Flugvorführungen und immer wieder über Ralph McGill zugehört, sooft er sie erzählen mochte.

Und wie meine Mutter war er am Ende die Geschichten leid. Er wusste, er konnte mit ihnen nicht konkurrieren, also ging er.

Natürlich verschwanden sie jeder auf eigene Art. Mein Bruder kam einfach nicht mehr vom College zurück, nahm stattdessen diverse Jobs als Reporter an und landete schließlich bei der *Miami Times*. Meine Mutter dagegen zog mit einem Schauspiellehrer vom Moat County Junior College, der häufig Leserbriefe für die Herausgeberseite in der Zeitung meines Vaters verfasst und ihn in seinen liberalen Ansichten unterstützt hatte, nach Kalifornien.

Mein Vater ertrug diese Verluste mit Fassung und hielt Wards Fortbleiben für eine Entwicklungsphase – eine gesunde Erfahrung, wie er es nannte, und eine gute Vorbereitung für die spätere Arbeit

als Herausgeber der *Moat County Tribune*. Über meine Mutter hegte er keine derart optimistischen Theorien.

Sie hatte sich regelrecht aus seinem Leben fortentwickelt.

Und so saß mein Vater nach dem Abendessen in dem zweistöckigen weißen Haus, das er sich in der Macon Street gebaut hatte und in dem nun niemand mehr wohnte, von dem Hausmädchen einmal abgesehen, das ihn trotz seiner öffentlich gezeigten Sensibilität für Schwarze nicht mochte, sowie dem Sohn, der für seinen Beruf nichts übrig hatte, erzählte seine Geschichten und inspizierte die Zeitungen, wie er es immer getan hatte, bis er schließlich zur *Miami Times* kam, die er Seite für Seite nach der Verfasserzeile »Ward James« absuchte.

An den Tagen, an denen er sie fand, unterließ er all die übrigen kleinen Dinge, die er sonst so tat – an seinem Wein nippen, die Brille zurechtrücken, die Füße aneinanderreiben –, und las den Artikel sorgfältig durch, oft sogar zweimal, bis sich allmählich ein Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitete. Hatte er den Artikel zu Ende gelesen, hielt er die Zeitung weit von sich, um die Platzierung oder die Länge des Textes zu beurteilen und daran, so vermute ich, den Aufstieg meines Bruders in seine Welt zu ermessen.

Wenn er damit fertig war und der Stapel Zeitungen in seinem Schoß durch die Hände zu den Füßen gewandert war, fragte er manchmal, ob ich am Nachmittag schwimmen gewesen war, und nachdem ich mit Ja oder Nein geantwortet hatte – er stellte die Frage aus purer Höflichkeit; meine Antwort interessierte ihn nicht mehr, seit ich nicht mehr für Wettkämpfe trainierte –, sah er auf die Uhr, reckte sich und ging zu Bett.

»Halb sieben wird es früh genug«, sagte er, immer dieselben Worte, und schien zu vergessen, dass mein Tag um halb sieben bereits vier Stunden alt war. Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufstieg, und nahm, wenn Ward etwas geschrieben hatte, die *Times*, um seinen Artikel zu lesen.

Bis zu dem Flugzeugabsturz ging es darin meist um Mord oder Drogengeschichten. Fast immer waren es die Kubaner. Und ich dachte an die Bücher, die Ward durchgearbeitet hatte, an den pedantisch strengen Schulunterricht, und versuchte mir vorzustellen, was es wohl für ein Gefühl war, wenn er daran dachte, dass all die Jahre Latein, Chemie, Physik und Differenzialrechnung

ihn nur bis in irgendeinen dritten Stock in einem Getto von Miami geführt hatten.

Da ich selbst einige Zeit auf dem College verbracht hatte, nahm ich an, dass er darüber erleichtert war.

UNTER JENEN VORFÄLLEN von Gesetzeswidrigkeit, die im Jahr 1969 die Familie James heimsuchten, überraschte mich meine Exmatrikulation von der University of Florida weit weniger als die Verhaftung meines Bruders wegen Trunkenheit am Steuer.

Bis zu dem Sonntag, an dem Ward anrief, hatte ich nicht einmal gewusst, dass er Alkohol trank. Als Kinder hatten wir manchmal vor dem Schlafengehen in der Küche gehockt und Cornflakes gegessen, während mein Vater mit seinen Reportern im Nachbarzimmer saß – wir durften sie nicht stören –, und hatten zugehört, wie die Stimmen auf der anderen Seite der Tür immer lauter und schriller wurden, bis jedes Wort von einem anderen Wort überschrien wurde und das Gelächter so hart und vulgär klang, als lägen nebenan die Leichen der Opfer.

Um Eiswürfel zu holen, öffnete mein Vater hin und wieder die Tür, riss sie aber, je später es wurde und je mehr Wein er getrunken hatte, immer weiter auf, bis sie schließlich krachend an die Wand flog, sein rot angelaufenes Gesicht schweißnass war und der Zigarettenrauch an ihm vorbei in die Küche drang. Und nachdem er uns das Haar zerzaust und das Eis geholt hatte, verschwand er durch die Tür wieder in die dahinterliegende Rauchwand, während Ward sich langsam das Haar glättete und den Kopf auf eine Weise schüttelte, die mir Missbilligung auszudrücken schien.

Ich hatte nie daran geglaubt, dass er gern dabei gewesen wäre.

Man hatte ihn um halb fünf morgens, einem Sonntagmorgen, in der Alligator Alley an den Straßenrand gewinkt, weil er mit hundertsechzig Sachen durch die Everglades gerast war.

Der Polizist näherte sich dem Wagen von hinten, in der Hand eine Taschenlampe. Er beugte sich durch das offene Fenster, bewegte den kleinen Lichtkreis hierhin und dorthin, ließ ihn auf die Flasche zwischen den Knien meines Bruders fallen, danach auf die Bierkiste auf dem Rücksitz, schließlich ins Gesicht meines Bruders und dann in das des Beifahrers.

»Haben Sie getrunken, Sir?« fragte der Polizist.

Ward drehte sich langsam um und sah den Mann an, der neben ihm saß. Der Mann lachte.

Der Polizist bat Ward auszusteigen, wobei er ihn wieder mit »Sir« anredete. Ward stieß die Tür auf und glitt aus dem Auto, die Flasche in der Hand. Er nahm noch rasch einen Schluck, ehe er sie abgab. Der Polizist ging zurück ins Scheinwerferlicht des Streifenwagens und stellte sie auf die Heckklappe.

»Dürfte ich bitte Ihren Führerschein sehen, Sir?« fragte der Polizist, und mein Bruder zog seine Brieftasche verkehrt herum aus der Hosentasche, sodass der Streifen mit den Kreditkarten aufklappte, und als er die Brieftasche öffnen wollte, verstreute er Karten und Geld über den Gehweg und das nasse Gras am Straßenrand.

Er taumelte ins Gras, dann in den dahinterliegenden Sumpf, suchte Führerschein und Geld und fiel dabei in den Schlamm. Der Polizist achtete nicht weiter auf die Geräusche, die Ward im Sumpf von sich gab, besah sich den Führerschein, den er vom Boden aufgehoben hatte, und richtete die Lampe auf das eine oder andere Detail.

Eine Minute verstrich, ehe mein Bruder schlammbedeckt wieder im Scheinwerferlicht des Streifenwagens auftauchte.

»Mr. James«, sagte der Polizist und las den Namen vom Führerschein ab, »Sie sind verhaftet.«

Und mein Bruder, der, soweit ich weiß, in seinem Leben noch nie einen anderen Menschen um etwas gebeten hatte, das ihm nicht gehörte, stand am Straßenrand, schwankte und sagte: »Sir, es würde mich stolz machen, wenn ich Ihren Hut tragen dürfte.«

DER ANDERE MANN im Wagen meines Bruders in jener Nacht war ebenfalls Reporter bei der *Miami Times*. Er hieß Yardley Acheman und war für die Journalisten und Redakteure, die mit den beiden in der Nachrichtenredaktion arbeiteten, der genaue Gegensatz von meinem Bruder. Und umgekehrt.

Genauere Gegensätze.

Manche Redakteure der *Times* waren der Meinung, die Unterschiede zwischen den beiden hätten zu ihrem Erfolg

beigetragen, denn kluge Personalentscheidungen berücksichtigten, dass Gegensätze oft eine gewisse Anziehung aufeinander ausübten – und dieser Gedanke der gegenseitigen Anziehung gefiel ihnen, den Redakteuren, der Gedanke an Magie. Die *Miami Times* war schlau genug, diese Anziehung auszunutzen, was ein Ermittlungsteam von solch herausragender Qualität schuf, wie es die einzelnen Ingredienzien nicht hätten vermuten lassen.

Ein ideales Paar, hieß es. *Genaue Gegensätze*.

Und vielleicht hatten sie recht, obwohl mir nicht einleuchten will, wie Menschen gegensätzlich sein können, ob nun genau oder nicht – denn was ist schließlich das Gegenteil von eins achtzig? Oder davon, in der neunten Klasse das Periodensystem auswendig gelernt und es nie wieder vergessen zu haben? Oder von Schweißfüßen?

Trotzdem sind die Menschen verschieden, und Ward und Yardley Acheman waren so verschieden, wie man es sich nur denken kann.

Bevor die Redakteure der *Miami Times* entschieden, Yardley Acheman mit meinem Bruder – ein Team, das eher dem Zufall und den Gegebenheiten als dem Wissen um gegenseitige Anziehung zu verdanken war, wie die *Times* später zugab – über einen Flugzeugabsturz in den Everglades berichten zu lassen, war Yardley Acheman in meinen Augen nur einer dieser faulen Reporter aus dem Lokalteil, deren Name selten über einem Artikel in der Zeitung stand, weil die Redakteure des Lokalteils keine Lust hatten, sich auf den langen Prozess einzulassen, der nötig war, um Yardley Acheman zum Schreiben eines Textes zu bewegen, an dem er keinen persönlichen Anteil nahm.

Wenn Yardley Acheman allerdings ein Thema fand, das ihn interessierte, dann hielt man ihn für so etwas wie ein literarisches Genie. Darin waren sich die Redakteure einig, denn die meisten von ihnen hatten selbst literarische Ambitionen. Sie erkannten einen guten Stil, wenn sie ihn vor sich sahen. Das war ihr Job.

Zwischen diesen Ereignissen von persönlichem Interesse aber hockte Yardley Acheman an seinem Tisch im hintersten Winkel der Lokalredaktion, unterhielt sich am Telefon mit einer endlosen Zahl von Frauen und Buchmachern und versuchte, den neuen einzureden, dass sie ihm eine Chance geben, und den alten, dass sie ihn in Ruhe lassen sollten.

Auf eine verzogene Art und Weise war er attraktiv, ein hübscher Junge, und das schien ihm Zugang zu allem zu geben, was er haben wollte. Oft fiel es ihm nicht leicht, seine ganzen gesellschaftlichen Verpflichtungen im Terminkalender unterzubringen. Die Redakteure wussten, was Yardley Acheman am Telefon trieb, aber es gibt keine Zeitung, die nicht eine Art Ballast mit sich herumschleppt – Reporter, die eigentlich keine Reporter sein wollen, Redakteure, denen ihre Titel wichtiger sind als ihre Arbeit. Und wie es der Zufall wollte, bereitete Yardley Acheman keine besonderen Schwierigkeiten. Journalisten gegenüber, denen seine literarische Eleganz abging, fand er sich überlegen, weshalb er nicht zu jener Art Ballast zählte, aus der Gewerkschaftsagitatoren hervorgehen.

Ein Gewerkschaftler war eine ganz andere Last, und Menschen, die eine Zeitung führen, neigen dazu, sich von einer solchen Last zu befreien.

Etwas aber geschah mit Yardley Acheman an jenem Abend, an dem ihm und Ward – offensichtlich ohne Vorbedacht und Zeremonie, sondern einfach nur, weil sie die beiden einzigen unbeschäftigten Journalisten im Raum waren – aufgetragen wurde, zum Wrack der Maschine mit der Flugnummer 119 zu fahren, die von der Startbahn des internationalen Flughafens in Miami abgehoben hatte, zwei Minuten und vierzig Sekunden in der Luft geblieben war und dann in den Everglades abstürzte, wobei alle Insassen ums Leben kamen.

Yardley Acheman fand im Blutbad jener Nacht, als eine Metallröhre mit einhundertvierzig Menschen im weichen Sumpf aufschlug, seine Berufung, in der Ungeheuerlichkeit des Entsetzlichen. Er wurde rot vor Aufregung, wenn er davon erzählte, wenn er die Einzelheiten durchging, in aufsteigender Reihenfolge ihrer Bedeutung.

Es war wie Fahrradfahren, er beherrschte es in null Komma nichts.

Dabei hatte Yardley Acheman die Einzelheiten natürlich nicht allein zusammengetragen. Die entsetzlichsten Details kamen von meinem Bruder, der durch den Schlamm watete und das Flugzeugwrack betrat, während Yardley draußen blieb, wo sich, so schrecklich der Unfall auch war, der Blick abwenden ließ und es, wie er später sagte, Gelegenheit gab, sich einen Überblick zu verschaffen.

Ward dagegen durchquerte das Flugzeug der Länge nach, von jener Stelle im hinteren Bereich, an der das Heck abgebrochen war, bis zur Pilotenkanzel. Er wischte sich die Mücken aus dem Gesicht, zählte die noch im Flugzeug liegenden Toten, achtete auf ihre Körperhaltung und zog daraus Schlüsse über die Aufprallgeschwindigkeit.

Durch einen Zufall war in jener Nacht die gesamte Rettungsmannschaft von Dade County eine Stunde zuvor zu einem kleineren Unfall geschickt worden, einem abgestürzten Privatflugzeug, sodass Ward und Yardley Acheman die Katastrophe länger als dreißig Minuten für sich allein hatten.

Die Maschine sackte ein wenig ab und ächzte, als Ward sich nach vorne durchkämpfte. Ansonsten gab nur der Sumpf Geräusche von sich. Einen Tag später konnten die Abonnenten der *Miami Times* diese Geräusche hören, und sie sahen im abgedunkelten Passagierraum jene Leichenteile vor sich, die noch in den Sitzen festgeschnallt waren.

Obwohl sorgsame Leser feststellen konnten, dass die Wiedergabe vom Gesehenen und Gehörten eine persönliche Note trug, die auf anderes als das Unglück anspielte, waren die Details doch derart überwältigend, dass sie diesen Eindruck vergessen machten.

WIE YARDLEY ACHEMAN kümmerte sich mein Bruder nicht um das Gerede in der Nachrichtenredaktion.

Selbst nach dem Erfolg mit der Story über den Flugzeugabsturz nahm Ward nicht die Angewohnheiten der anderen Reporter an. Er hielt seinen Schreibtisch sauber und überprüfte zwanghaft jedes Detail. Er arbeitete stundenlang nach Feierabend und füllte nie einen Antrag auf Vergütung der Überstunden aus.

All dies wurde von jenen Journalisten, die es bemerkten, falsch verstanden und missbilligt, da sie nicht wussten, dass mein Bruder keinen Menschen um etwas bitten konnte, es sei denn, er war hinter einer Story her.

In der Nachrichtenredaktion nahm man an, dass Ward seinen Job durch den Einfluss seines Vaters erhalten hatte. Ob das stimmt, weiß ich nicht – für gewöhnlich schieben sich Herausgeber und Redakteure gegenseitig eine Stelle für ihre Kinder zu, und ich kann nicht sagen, ob mein Vater trotz all seines moralischen Gehabes

tatsächlich über derlei erhaben war. Nur bin ich mir sicher, dass Ward nichts davon ahnte. Einer so peinlichen Situation wäre er aus dem Weg gegangen.

Niemand hatte größere Angst vor peinlichen Situationen.

Trotzdem stieg Wards Ansehen durch die Artikel über das Wrack von Flug 119, da die anderen Journalisten ehrlicherwise zugaben, dass er etwas getan hatte, was sie vermutlich nicht getan hätten: ein abgestürztes Flugzeug, durch das noch der Strom summte, das noch warm von der Aufprallreibung und voll mit Treibstoff war – wer wäre da schon durch das Loch, dort, wo sich einmal das Heck befand, in die Maschine gestiegen und im Dunkeln durch den gesamten Passagierraum gewandert? Aber Ward wehrte alle Komplimente ab und wusste nichts zu sagen, als die Kollegen am nächsten Morgen an seinen Schreibtisch kamen, um ihn zu beglückwünschen.

Er konnte nichts geben und konnte nichts nehmen, es sei denn, er sammelte Material für eine Story.

Eine Story besaß für meinen Bruder ihre eigene Autorität, und mithilfe dieser Autorität konnte er sogar vertrauliche Themen angehen, denen er sich aus eigenem Antrieb niemals genähert hätte.

EINE WOCHE nach Veröffentlichung der Absturzgeschichte auf der Titelseite der *Miami Times* wurden Ward und Yardley Acheman in ein Büro gerufen, in dem vier Redakteure in weißen Hemden um einen langen Tisch saßen, Zigaretten der Marke Camel rauchten und Tabakkrümel von ihren Zungenspitzen klaubten.

Nach einigen Augenblicken zwangloser Unterhaltung – eine Kunst, die Yardley Acheman ebenso gut beherrschte wie die Redakteure, mein Bruder aber lästig fand – verkündete der rangniedrigste Redakteur ihre Beförderung: Yardley Acheman und mein Bruder wurden von ihren Pflichten in der Lokalredaktion entbunden und sollten in Zukunft als Team arbeiten.

Es ist ein grundlegendes Prinzip einer funktionierenden Zeitung, dass sämtliche Entscheidungen, vor allem personelle Entscheidungen, von der jeweils nächsthöheren Instanz übermittelt werden. Diesem Grundsatz zufolge würde der Chefredakteur einem Lokalredakteur niemals sagen, wie er seine Reporter einzusetzen habe.

Gäbe es dieses Prinzip nicht, würden die Journalisten, die sich instinktiv immer an die höchste Autorität wenden, den Chefredakteur und nicht den Lokalredakteur aufsuchen, um sich darüber zu beschweren, dass die Aufträge ihrer wahren Begabung nicht entsprechen oder ihre Artikel verhunzt werden. Und auf der Liste jener hundert Gründe, die belegen, warum es besser ist, Chefredakteur als Lokalredakteur zu sein, steht das Vermeiden von Diskussionen über vermeintlich verhunzte Texte ganz oben.

ICH FUHR DIE NORDROUTE noch keine zwei Monate, als Flug 119 in den Everglades abstürzte. Sieben Wochen später erschien der nächste Artikel von Ward und Yardley Acheman: ein sorgfältig recherchierter Bericht über die Schikanen einer Burschenschaft an der University of Miami, die mit dem Tod eines jungen Mannes durch Ertrinken in einem Whirlpool endeten.

So wie an der Absturzstelle ging Ward den Dingen auf den Grund, während Yardley Acheman die nötige Distanz wahrte, um den Überblick zu behalten.

In den Wochen, die er brauchte, um das Material für die Story zu sammeln, wurde Ward von Mitgliedern der Burschenschaft bedroht und dann eines Abends vor ihrem Haus überfallen und zusammengeschlagen. Er konnte keinen der Burschenschaftler erkennen. Als sie von ihm abließen, fuhr er ins Krankenhaus, ließ sich eine Wunde am Augenlid mit fünfzehn Stichen nähen und stand noch am selben Abend wieder vor ihrer Tür.

Danach stach man ihm die Reifen durch, und sein Telefon klingelte zu jeder Nachtstunde, nur meldete sich niemand am anderen Ende der Leitung, wenn mein Bruder abhob.

Aber jeden Morgen war er wieder da und trieb sich wie der leibhaftige Tod vor dem Haus der Burschenschaft herum. Telefonanrufe, Prügeleien und zerstoebene Reifen – damit machte man meinem Bruder keine Angst.

DER ANWALT DER BURSCHENSCHAFT hatte seine Klienten nach dem Tod des jungen Mannes vor einem Gerichtsverfahren bewahren können und erwirkte nun einen Gerichtsbescheid, der es Ward und allen Angestellten der *Miami Times* untersagte, sich dem Haus auf mehr als hundert Meter zu nähern.

Ward hielt sich an diesen Bescheid, zog im Geist in hundert Metern Abstand einen Kreis um das Haus, wartete zwei Tage die Woche außerhalb dieser Bannmeile und erinnerte die Burschenschaftler bei Betreten oder Verlassen ihres Hauses daran, dass er noch da war.

An anderen Tagen wartete er vor ihren Seminarräumen in der Universität. Er rief sie in der Burschenschaft an und schrieb ihnen Briefe, sowohl nach Hause als auch in die Universität. Der Anwalt erwirkte einen weiteren Gerichtsbescheid, der meinem Bruder weitere Anrufe und Briefe untersagte.

Doch es war schon zu spät, mein Bruder hatte einen Antwortbrief erhalten. Der Absender war ein breitschultriger, langhaariger Footballspieler namens Kent de Ponce, der sich mit Ward im Haus seiner Eltern in Coral Gables traf und ihm gestattete, ein Tonband auf den Tisch zwischen ihnen zu stellen und das Gespräch mitzuschneiden. Ich habe diese Aufnahme so oft abgespielt, dass ich die Stimmen manchmal aus dem Summen der Reifen auf der Landstraße herauszuhören glaube.

Der Footballspieler sitzt so nah am Gerät, dass man seinen Atem hören kann. Er trinkt Bier und entschuldigt sich immer wieder – dafür, dass er nicht früher mit Ward gesprochen hat, dass er mitgeholfen hat, Ward zu verprügeln, dass er zu viel Bier trinkt, dass er Ward kein Bier angeboten hat, dass er am Beckenrand des Whirlpools gestanden und zugesehen hat, wie der Junge, der nur ein oder zwei Jahre jünger als er selbst gewesen war, kopfüber im Wasser hing und um sich schlug, bis er sich nicht mehr rührte und sein Körper doppelt so schwer zu sein schien wie in jenem Augenblick kurz zuvor, als man ihn ins Wasser getaucht hatte.

Er entschuldigt sich, als läge es in Wards Macht, ihm zu vergeben.

Er weint beim Reden und entschuldigt sich dafür.

Die Brüder, sagt er – so nennt er die Mitglieder der Burschenschaft, seine »Brüder« –, waren betrunken und hatten jedes Zeitgefühl verloren, als sie den »Fuchs« ins Wasser hielten. Sie dachten, seine Bewusstlosigkeit wäre gespielt. Er denkt laut darüber nach, ob er sein Stipendium verliert. Die Nase des Footballspielers trieft, und er schnieft, hin und wieder gibt er heftige Schnaubgeräusche von sich, und einmal tropft ihm Speichel von den

Lippen auf das Tonband. Er lacht und will sich im selben Augenblick dafür entschuldigen. »Herrje, tut mir leid, Mann ...«

»Ehrlich, Mann«, sagt er später und ändert kurz vor dem Ende des Gesprächs noch einmal seine Meinung. »Ich weiß nicht, ob ich dir das wirklich erzählen sollte ...« Es folgt eine Pause, in der er begreift, dass er bereits alles gesagt hat.

Als er weiterspricht, klingt es, als wolle er Ward testen. »Jetzt könnte ich nur noch eins tun«, sagt er, »ich könnte dir den Hals brechen und behaupten, ich hätte dich für einen Einbrecher gehalten.«

Das Band bleibt danach ziemlich lange stumm, und dann sagt der Footballspieler: »Tut mir leid, Mann, ich weiß nicht mehr, was ich rede.«

Wenn ich diese lange Pause höre – denn sooft ich die Aufnahme abspiele, ich warte immer noch gebannt auf die Worte, die dieses Schweigen durchbrechen –, denke ich an meinen Bruder, der in dem Wohnzimmer in Coral Gables an der Seite dieses Footballspielers sitzt und mit einer Gewalttat rechnen muss, und ich frage mich, ob sie ihn faszinieren, diese seltsamen, gleichsam kinetischen Augenblicke, in denen sich derartige Dinge entscheiden.

Ob sie den Kern der Faszination ausmachen.

Ward traf den Footballspieler am nächsten Tag in einem Restaurant in der Nähe seines Hauses wieder, während Yardley Acheman das Umfeld bearbeitete, sich Notizen über die teuren Schuhe des Footballspielers, über sein Auto und über die Häuser in der Straße machte, in der de Ponces Eltern wohnten. Und über seinen teuren Haarschnitt.

In dem veröffentlichten Artikel haben diese Details sowie Einzelheiten über das Aussehen der anderen Burschenschaftler und deren Hab und Gut – der Text beginnt mit einer Beschreibung des Parkplatzes, auf dem lauter Jeeps und Mustang-Kabrios stehen – ein derartiges Gewicht, dass sie bei näherer Betrachtung die Schilderung des Verbrechens selbst zu verdrängen scheinen. Der Artikel ist so geschrieben, als wollte Yardley Acheman beweisen, dass seine Sichtweise mindestens ebenso wichtig war wie die einzelnen Details des Falls.

Das Auto des ermordeten Jungen wurde in diesem Artikel nicht erwähnt, auch nicht die Gegend, in der seine Eltern wohnten, oder irgendwelche Privilegien, die er genossen hatte. Davon wurde er reingewaschen. Er wurde so makellos präsentiert, wie es Zeitungslesern vertraut ist, die stets bereitwillig vergessen haben, was sie über die menschliche Natur wissen, und die immer schon glauben wollten, dass die Leute, über die in diesen Artikeln geschrieben wird, sich von denen unterscheiden, die sie aus ihrem eigenen Leben kennen.

Dies schließt natürlich nicht die Leser ein, die selbst einmal Opfer gewesen sind. Niemand, der persönlich Vergleichbares durchlebt hat und dann sieht, wie Zeitungen darüber berichten, wird einer Zeitung jemals wieder Glauben schenken.

Andererseits, denke ich, ist der ertrunkene Junge für all jene, die ihn geliebt haben, vielleicht wirklich rein und makellos gewesen.

Wenn es mir überlassen bliebe, würde ich es diesen Menschen allein um der Genauigkeit willen nicht nehmen wollen, was immer es ihnen an Trost auch bedeuten mag. Es wurde zwar nie darüber geschrieben, aber sicherlich hätte derselbe Junge, wäre er nicht ertrunken, ein Jahr später selbst besoffen zugesehen, wie »Füchse« mit verbundenen Augen und gefesselten Händen in einen Whirlpool mit eiskaltem Wasser geworfen wurden.

Und auch wenn es nicht geschrieben stand, gehört es doch zur Geschichte des toten Jungen, dass er einer von denen sein wollte, die ihn ertrinken ließen.

ES WAR FRÜH AM MORGEN jenes Tages, an dem die Geschichte in der Zeitung erschien, als mein Bruder und Yardley Acheman beim Passieren der Grenze zum Territorium der Miccosukee-Indianer in der Alligator Alley mit hundertsechzig Stundenkilometern in die Radarfalle eines State Trooper gerieten.

Aus Gründen, die Yardley Acheman nicht verstand, waren sie zur Absturzstelle des Flugzeugs unterwegs. Ward, der betrunken war, hatte nur verraten, dass er etwas überprüfen wollte.

NACHDEM ER AM MORGEN gegen das Versprechen, vor dem Richter zu erscheinen, aus dem Gefängnis entlassen worden war und sich auf eine Bank vor dem Gericht in die Sonne gesetzt hatte, um auf Yardley

Acheman zu warten – der getrocknete Schlamm bröselte von seinen Schuhen, und sein Gesicht brannte noch immer von der Gefängnisseife –, war mein Bruder noch nicht berühmt, aber auf dem besten Weg dorthin.

Yardley Acheman kam mit seiner Freundin, einem Fotomodell, das seinen Wagen fuhr, da auch ihm der Führerschein wegen Trunkenheit am Steuer entzogen worden war. »Das Telefon klingelt schon den ganzen Morgen wie verrückt«, sagte er und ignorierte den Umstand, dass mein Bruder die Nacht im Gefängnis verbracht hatte.

Er saß auf dem Beifahrersitz neben seiner Freundin, mein Bruder auf der Rückbank. Sie warf einen raschen Blick in den Spiegel, als mache sie sich Sorgen, was ein gerade aus dem Gefängnis Entlassener hinter ihrem Rücken trieb.

Yardley Acheman drehte sich um und kniete sich auf seinen Sitz. Seine Schuhe hinterließen Abdrücke auf dem Armaturenbrett.

»He!« sagte sie.

»Im Augenblick«, meinte er zu Ward, ohne sie zu beachten, »gibt es keinen Ort auf der Welt, der uns nicht offensteht. Vergiss das nicht. Wir können hin, wohin wir auch wollen.« Dann drehte er sich wieder um, rückte näher an das Mädchen heran und legte einen Arm um ihre Schultern. Eine oder zwei Sekunden später zwinkerte er Ward zu und ließ seine Hand auf ihre Brust gleiten. *Wohin wir wollen.*

Sie sagte noch einmal »He!«, stieß seine Hand mit dem Ellbogen fort und schaute wieder in den Rückspiegel. Aber mein Bruder sah, dass ihr Yardley Acheman gefiel und dass es ihr egal war, wo er sie anfasste und wer sie dabei beobachtete.

Yardley, erzählte mir mein Bruder einmal, wusste mit Frauen umzugehen.

ALS MEIN VATER an diesem Sonntagnachmittag, den Anglerhut noch auf dem Kopf, die *Miami Times* aufschlug, richtete er sich schon nach wenigen Abschnitten kerzengerade in seinem Sessel auf. Ein großer Fisch hatte angebissen. Er beugte sich vor, hielt das Blatt vor die Augen, als wollten die Buchstaben verschwinden, dann blätterte er weiter, um mehr über die Geschichte zu erfahren. Manchmal hielt er inne, markierte die Zeile mit dem Zeigefinger, schaukelte vor und

zurück, starrte an die Decke und ließ sich auf der Zunge ein Detail zergehen, das ihm besonders exquisit zu sein schien.

Kaum war er fertig, kehrte er zur Titelseite zurück, blätterte von dort zur Mitte der Zeitung, taxierte die Länge des Artikels, beurteilte seine Platzierung und las ihn dann noch einmal von vorn.

»Darum dreht sich alles«, sagte er schließlich und legte das Blatt zur Seite.

Ich hatte an diesem Tag zwei Stunden lang den Rasen gemäht und wollte gerade nach draußen, um die Scheren des Rasenmähers zu schleifen, ehe es dunkel wurde. Beim Verlassen des Zimmers sah ich, wie er sich in die Hemdtasche fasste, um eine Pille herauszufischen.

Als ich später wieder hereinkam, lag die Zeitung auf dem Fußschemel vor seinem Sessel, noch immer auf den Mittelseiten aufgeschlagen, dort, wo die Story über den toten Burschenschaftler zu Ende war.

Ich fand meinen Vater auf der Veranda; er saß in einer alten, an einem Dachbalken festgebundenen Holzschaukel und trank ein Bier. Die Sonne ging unter, Anita Chester hatte das Abendessen aufgetischt und war gegangen.

»Trinkst du?« fragte er.

Eine seltsame Frage, dachte ich, nach all dem, was in Gainesville passiert war. Vielleicht wollte er wissen, ob ich trotzdem noch Alkohol trank. »Ein Bier. Manchmal«, sagte ich.

»Dann hol dir ein Bier«, sagte er. Und als ich wieder ins Haus ging, fügte er hinzu: »Dein Bruder ist ein echter Zeitungsmann.«

Und so saßen wir auf der Veranda und tranken auf das Wohl meines Bruders. An meinen Schuhen haftete der Geruch von frisch gemähtem Gras, und mein Vater, der gemächlich schaukelte, lächelte, schüttelte aber auch hin und wieder bekümmert den Kopf, als würde Wards plötzlicher Ruhm ihm in seiner eigenen Welt Probleme bereiten, an die er bislang nicht gedacht hatte.

»Der Flugzeugabsturz«, sagte er, »das hätte Zufall sein können.« Ich sah ihn einen Augenblick verwirrt an, da ich erst nicht begriff, dass er von dem Artikel und nicht vom Unglück selbst redete. »Aber diese Sache mit dem Burschenschaftler ... das ist ein Pulitzer, das könnte der stolzeste Augenblick meines Lebens werden.«

Er hielt inne, als wolle er die Sache noch einmal unter einem anderen Gesichtspunkt abwägen, doch einige Minuten später fügte er hinzu: »Ich frage mich nur, wer dieser Yardley Acheman ist.«

AM NÄCHSTEN SONNTAG mähte ich wieder den Rasen. Wenn ich sonntags nicht den Rasen mähte, kam Vater am Nachmittag vom Fluss zurück, ging wortlos und geradewegs in die Garage, zog den Rasenmäher heraus – ein einfaches Gerät mit verrosteten Scheren und profillosen Reifen – und begann, ihn über den Rasen zu schieben, in der Hemdtasche einen kleinen Vorrat Nitroglyzerin gegen einen möglichen Anfall von Angina pectoris.

Bevor ich wieder zu Hause eingezogen war, hatte er stets eines der Kinder aus der Nachbarschaft gebeten, den Rasen für ihn zu mähen. Aber jetzt, da einer seiner eigenen Söhne im Haus wohnte, war es ihm peinlich, sein Geld zu verschwenden.

Ich war im Hinterhof, als Ward anrief. Ich ließ den Rasenmäher stehen, nahm mir ein Bier, als ich am Kühlschrank vorbeikam, und hob den Hörer ab. Ich brauchte einen Moment, um seine Stimme zu erkennen. Seit Gainesville hatte ich nicht mehr mit ihm gesprochen, und er klang seltsam distanziert. Fast, als machte er sich ebensolche Sorgen wie mein Vater, dass ich verrückt geworden sein könnte. Denn die große Frage in jenem Frühjahr damals lautete, ob ich nicht vielleicht doch einen Sprung in der Schüssel hatte.

Was Ward dachte, ließ sich allerdings nur schwer sagen; er hat sich mit seinen Antworten immer sehr bedeckt gehalten.

Er besaß kein Talent für Konversation, hat nie verstanden, wie er sagen konnte, was er empfand. Fast schien es, als ob gewöhnliche Gesten – ein Lächeln, eine Kopfbewegung – nicht zu ihm passten, als wären sie zu ungenau für seine exakte, sachliche Denkweise. Er hielt eine Distanz, die niemand überbrücken konnte.

»Wie läuft's in der Stadt?« fragte ich ihn. Und zehn Sekunden lang schien jemand die Verbindung getrennt zu haben.

»Gut«, sagte er schließlich. Und nach einer weiteren Pause: »Gehst du heute nicht schwimmen?«

»Nein.«

Während des anschließenden Schweigens zuckte eine plötzliche Erinnerung an die Geschehnisse in Gainesville auf, an jenen Morgen